

## **Kann es eine „Zero City“ geben? Das Postwachstums-Konzept aus räumlich-planerischer Sicht**

Julian Petrin  
Nexthamburg / urbanista

2013 haben das Stadtlabor Nexthamburg und die ZEIT-Stiftung ihr Projekt „Zero City“ gezeigt – eine Erkundung zur Frage, wie eine Stadt aussehen kann, die sich möglichst konsequent den Prinzipien der Suffizienz und der Subsistenz verschreibt. Das Ergebnis: Zehn von Künstlern, Urbanisten und Bürgern erarbeitete Thesen und drei Modelle der Siedlungsentwicklung, die ausloten, wie eine Stadt sich möglichst nah dem Ziel annähern kann, ohne extraaktives ökonomisches Wachstum auszukommen – zwei der Bedingungen die als grundlegend für eine „Postwachstumsstadt“ angenommen wurden.

„Zero City“ hat sowohl auf praktischer wie theoretischer Ebene Fragen aufgeworfen: Welche Praktiken des suffizienten und subsistenten Stadtlebens wären denkbar und akzeptiert? Auf was können wir in den Städten verzichten? Welche „von außen“ stammenden Güter können wir durch lokale Güter ersetzen? Wo sind die Grenzen der Subsistenz? Was bedeutet die Idee der stofflichen Autonomie für die politische Verfasstheit der Stadt? Würde eine stoffliche und damit auch politische „Verdorfung“ der Stadt drohen, ein Zerfall der Stadt in Stoffstrom-Communities, der letztlich die Qualität der Stadt als offenes Austausch-System bedroht?

Auf eine übergeordnete Ebene bezogen stellt sich aus räumlich-planerischer Sicht eine grundsätzliche Frage. Der Begriff der Stadt ist eng mit dem Begriff des Wachstums verbunden. Wenn Städte demographisch und ökonomisch wachsen, ist das aus politischer Sicht wünschenswert. Schrumpfung steht in der öffentlichen Meinung für Niedergang. Es gibt kein Narrativ des erfolgreichen Schrumpfens von Städten – im Gegenteil: Die „Renaissance der Stadt“ bestätigt eher, dass Städte Wachstum anziehen und brauchen – sie scheinen „Wachstumsmaschinen“ zu sein. Und bisher lässt sich statt eines flächendeckenden Übergangs in eine „Schrumpfungsgesellschaft“, der aus dem Diskurskontext um „Shrinking Cities“ vor etwa 10 Jahren noch abgeleitet werden konnte, eher eine ökonomische wie demographische Kontraktion beobachten: Die Zentren wachsen, während die peripheren Gebiete sich längst in eine Postwachstumsära begeben haben. Wie lässt sich diese Gleichzeitigkeit des Ungleichen gestalten? Das ist möglicherweise die zentrale Frage einer „Postwachstumsära“: Wie sich Ungleichheit abfedern lässt und sich widersprechende Systeme gleichzeitig existieren können.